Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 6 (1930-1931)
Heft: 5

Artikel: Saure Wochen, frohe Feste
Autor: Häberlin, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1064813

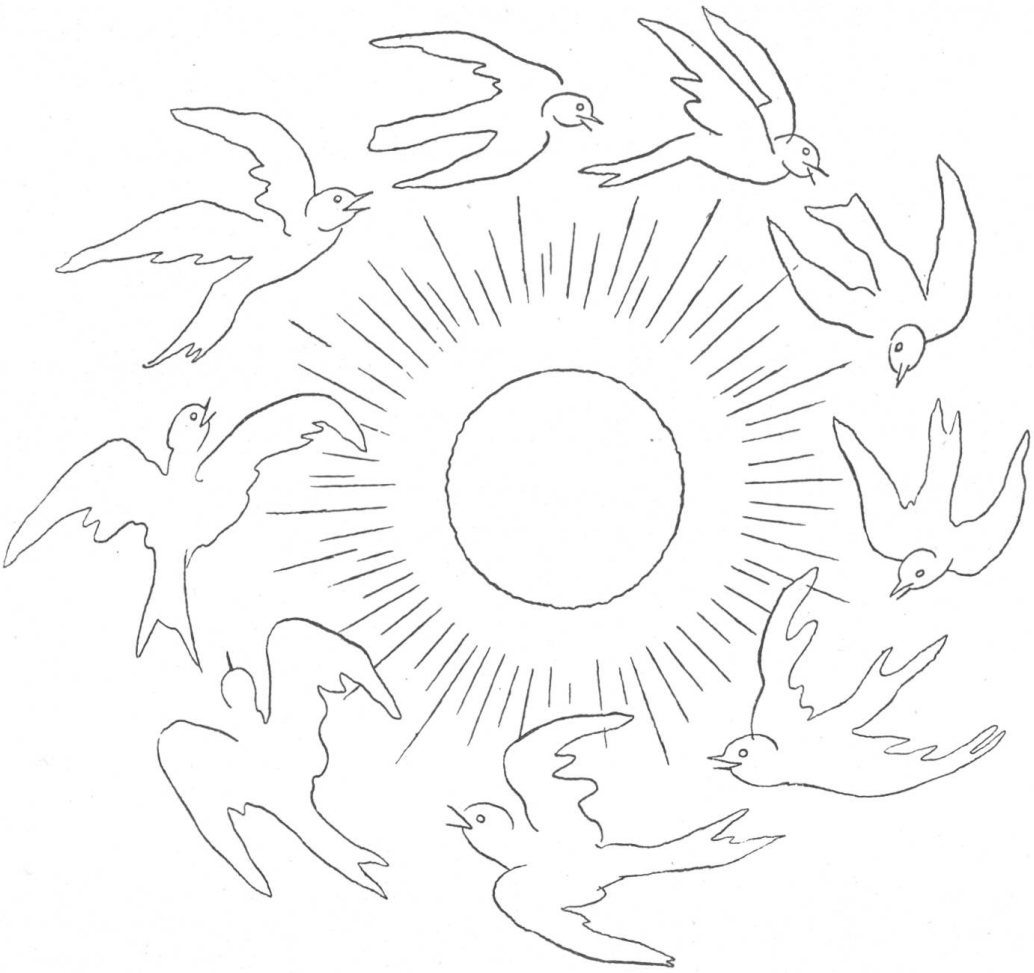
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



SAURE WOCHEN, FROHE FESTE

Von PAUL HÄBERLIN

Mit einer Illustration von H. Tomamichel

Saure Wochen, jawohl, das kennen wir. Aber frohe Feste? Können wir, ich meine wir bei uns in der Schweiz, überhaupt noch Feste feiern? Überflüssige Frage, wie es scheint, denn wir haben ja wirklich Feste genug, und das Wort «Festseuche» ist nicht umsonst erfunden worden. Aber ich meine wirkliche Feste, festliche Feste — und damit verhält es sich etwas anders. Wenn der Leser die Geduld aufbringt, möchte ich jetzt sagen, was ich unter einem Fest verstehe und was mir der Sinn des Festes zu sein scheint; dann kann ich auch erklären, wieso ich oft den Eindruck habe, als hätten wir verlernt, Feste zu feiern.

Goethe stellt in jenem guten Rat an den Schatzgräber das Fest der Arbeit gegenüber. Davon kann man sehr gut ausgehen. Was heisst Arbeit? Das ist Anstrengung, Leistung, Überwindung von Widerständen, immer im Dienst gewisser Zwecke, Zwecke der Selbsterhaltung, der Fürsorge für andere, der Aufrechterhal-

tung moralischer Ordnungen usw. Der Zweck, dem die Arbeit dient, kann auch die Möglichkeit des Vergnügens sein. Es kommt gar nicht darauf an, welches der Zweck sei, für die Arbeit wesentlich ist nur, dass sie Leistung im Dienst der Realisation von Zwecken überhaupt ist. Hätten wir keine Zwecke, kein Mensch würde arbeiten. Wenn einer von der Welt nichts wollte, so arbeitete er nicht an ihr. Das gilt trotz des schönen Wortes von der Arbeit um der Arbeit willen. Denn wenn dieses Wort nicht eine Lächerlichkeit oder ein blutiger Hohn auf die noterzwungene Arbeit sein soll, so kann es nur bedeuten, dass jemand auch darum arbeiten kann, weil ihm die Arbeit selber entweder einfach Freude macht oder als eine moralische Pflicht (Tugend) erscheint, so dass sie « Selbstzweck » ist. Aber damit ist offenbar die Arbeit nicht zweckfrei oder zweckfremd geworden. Man möchte sagen : Im Gegenteil. Wenn es mir moralische oder andersartige Genugtuung verschafft, dass ich arbeite, und wenn ich arbeite, um diese Genugtuung zu haben, dann arbeite ich eben um dieses Zweckes willen. Nicht ist die Arbeit als solche Selbstzweck, sondern sie ist Mittel, und der Zweck, Befriedigung von dahinterstehenden Bedürfnissen, wozu auch das Bewegungsbedürfnis, das Aktivitätsbedürfnis, ja das Ermüdungsbedürfnis oder irgendeine Art des « guten Gewissens » gehört. Aber selbst abgesehen davon : Jederlei Arbeit, sei sie deutlich fremdzwecklich oder anscheinend Selbstzweck, ist in sich Überwindung von Widerstand, und dies heisst, dass sie als Arbeit unter allen Umständen einem Zwecke dient, nämlich eben dem « Erfolg », der Überwindung des Widerstandes, dem, was durch die Arbeit geleistet werden soll. Leistungswille ist Zweckwille.

Gerade in diesem Punkte steht das Fest der Arbeit diametral gegenüber. Fest ist nicht Arbeit, und damit ist, zunächst negativ, sein Sinn bezeichnet. Festtage sind nicht Arbeitstage, festliche Stimmung ist nicht Arbeitsstimmung. Dies alles aber deshalb, weil dem Fest und der festlichen Stimmung die Zwecksetzung, die Zweckrealisation, das Gespanntsein auf eine Leistung oder einen Erfolg fehlt. Fest ist nicht Auseinandersetzung mit widerstrebender Wirklichkeit; hier wollen wir nichts von der Welt, sondern wir « sind einfach in ihr ». Insofern ist das Fest immer eine Arbeitspause.

Und doch ist Fest nicht dasselbe wie Ausruhen von der Arbeit, sofern nämlich dem Ausruhen selber wieder ein Zweck zukommt. Wer, ermüdet, bewusst oder unbewusst in der Ruhe neue Kräfte zu neuer Arbeit sammelt, kommt auch in der Ruhe nicht über die Sphäre der Arbeit hinaus; die Ruhe gliedert sich quasi als Bestandteil in die Arbeit ein; er ruht aus, aber er feiert deshalb noch kein Fest, noch ist festliche Stimmung in ihm. Es gibt ein Pausieren in der Arbeit, welches selber durchaus zweckhaft ist und eben darum nicht festlich. Es genügt überhaupt nicht, « faul » zu sein, um in festliche Stimmung zu kommen oder darin sich zu befinden. Vorab wenn mit der Faulheit oder Untätigkeit das geringste schlechte Gewissen verbunden ist, dann fehlt ihr der festliche Charakter. Er fehlt ihr auch dann, wenn die Faulheit Ausdruck der « Energielosigkeit » ist. Sie, wie die einfache Ermüdung, ist als eine Art von Versagen im Zuge der Ar-

beit zu bewerten, also von Nachlassen der faktischen Leistung ohne innere Erhebung oder Befreiung von Zwecken und Zweckeinstellungen überhaupt. Dies ist der springende Punkt: Festlich ist die Arbeitspause oder überhaupt unsere Haltung nur dann, wenn wir wirklich aus der Atmosphäre der Zweckhaftigkeit herausgekommen sind. Die Arbeitsruhe (Ferien!) kann Anlass zu solcher Entzweckung werden, kann uns die äussere Möglichkeit dazu geben; aber die Ruhe an sich ist noch nicht Entzweckung, es gehört dazu eine innere Befreiung von der ganzen Zweckeinstellung, welche uns hindert, selbst in den Arbeitspausen die Dinge anders als unter Zweckgesichtspunkte zu betrachten. Wenn einer in den Ferien auf seine Gesundheit oder Kräftigung oder auf Anknüpfung neuer Beziehungen bedacht ist, so mögen sie ihm gut tun, aber festlich sind sie insofern nicht.

Aber es ist wohl nötig, etwas weiter auszuholen, um neben dem negativen den positiven Sinn des Festes deutlich zu machen. So wie Arbeit mit Zwecksetzung unlöslich verbunden ist, gehört zum Fest der Sinn für das Schöne, die aesthetische Empfänglichkeit. Das ist zuletzt nichts anderes als die Fähigkeit, aufgeschlossen am einfachen Dasein der Dinge sich zu freuen, am Dasein, welches, wenn wir ihm also offen gegenüberstehen, die tiefe geheimnisvolle Ruhe der harmonischen Selbstverständlichkeit atmet. Das Schönheitserlebnis ist immer das Erlebnis beglückender Fraglosigkeit, Ganzheit, Selbstverständlichkeit. Der aesthetisch empfängliche Mensch schaut in den Dingen ihre Schönheit; das ist ihre geheime Einheit, der stille Reigen des durch keine Frage und keine disharmonische Auseinandersetzung gestörten Daseins. So kann aber die Dinge nur der erleben, welcher nicht selber mit Fragen, Wünschen, Ansprüchen, kurz im Geiste der agressiven Auseinandersetzung an sie herantritt. Wer etwas von den Dingen will, dem antworten sie mit ihrem Widerstand oder ihrer Fügsamkeit, mit den Eigenschaften der Brauchbarkeit oder Güte oder ihrem Gegenteil, aber nicht mit ihrer Schönheit. Sie sind ihm angenehm oder unangenehm, gut oder schlecht, aber sie sind ihm nicht schön. Denn er sieht an ihnen nicht ihre Schönheit, sondern eben nur jene Eigenschaften, welche für die Realisation seiner Ansprüche in Frage kommen. Wer fordernd an die Dinge herantritt, dem sind sie Gegenstände des Anspruchs, eben deshalb aber nicht Gegenstände des möglichen Schönheitserlebnisses. Die Schönheit ist eine zu zarte Sache, als dass sie dem sich enthüllte, der heischend auftritt. Man muss stille und zurückhaltend sein, um Schönheit zu finden. Man muss jene Distanz zu den Dingen haben, welche bedeutet, dass man nicht mit fordernden Händen nach ihnen greift.

Mit einem Wort: Schönheit lässt sich nur dort erleben, wo Zwecksetzung zurücktritt. Denn Zwecksetzung bedeutet Anspruch, und dem Anspruch ist die Welt eben nicht einfaches, selbstverständliches Dasein, sondern sie ist ihm fraglich, weil er etwas von ihr will. Im gleichen Masse als wir an die Dinge mit irgendwelchen Zwecken herantreten, verhüllen sie ihre Schönheit und treten sie uns so entgegen wie wir ihnen: als Gegenstände der Auseinandersetzung. So stehen Zweckhaftigkeit und aesthetische Empfänglichkeit einander ausschliessend

gegenüber. Aufgeschlossenheit für das Schöne ist Freiheit von Zwecken. Also widerstreitet die arbeitende Haltung des Menschen seiner Schönheitsfähigkeit. Nur dort kann Schönheit gefunden werden, wo Arbeit, Veränderung, Auseinandersetzung nicht in Frage kommen. Nur der « feiernde » Mensch ist für Schönheit empfänglich.

Gerade daran wird der Zusammenhang der Festlichkeit mit der Schönheit erkennbar. Fest ist nicht nur die Pause in der Arbeit, sondern die innere Erhebung über die ganze Atmosphäre der Arbeit, d. h. über die Region, in welcher Zwecke regieren. Darum ist Fest die Region, in welcher Schönheit regieren kann. Festliche Stimmung ist Freiheit von Zweckstimmung, also Aufgeschlossenheit. Sie ist die Stimmung, in der wir Schönheit, Selbstverständlichkeit des Daseins erleben können. Nie wird in den Dingen Schönheit finden, wer nicht das Arbeitsgewand ausgezogen hat und sich ihnen im Kleide festlicher Stimmung nähert. Nur im Sonntagsgewand sieht der Bauer die Schönheit seiner Fluren.

Schönheit finden können wir nur, wenn Schönheit in uns ist. Wir sagten schon : Schönheit ist harmonische Ganzheit, Selbstverständlichkeit des Daseins. Etwas von dieser Ganzheit und Ruhe muss in uns sein, wenn wir sie ausser uns finden sollen. Sie ist aber gerade soviel in uns, als wir frei sind von Zwecksetzung und vom Arbeitsgeist. Denn nur soviel empfängliche Aufgeschlossenheit besitzen wir. So sehr wir selber fraglos zu sein verstehen, so sehr wir einfach und ohne weitere Ansprüche da zu sein verstehen, gerade so sehr sind wir fähig, Schönheit zu finden. Oder wir müssen selber unseres Daseins ohne Frage und Zweck froh sein können, um die Selbstverständlichkeit im Dasein der Dinge zu sehen. Seines Daseins einfach froh sein, dies ist genau die festliche Stimmung.

Dazu eine Anmerkung : Diese festliche Daseinsstimmung und Daseinsfreude ist nicht zu verwechseln mit der Freude der Arbeit oder ihres Erfolges. Denn die Erfolgs- und Arbeitsfreude ist zweckhafte Freude, sie ist nicht Freude an den Dingen, wie sie sind, und ist ebensowenig Freude des Daseins schlechthin. Sie ist sozusagen erworbene, nicht geschenkte, eroberte, nicht hingenommene Freude. Sie ist Genugtuung, vielleicht Fröhlichkeit, aber sie ist nicht jene « grundlose » Frohheit, die einfach aus der Ganzheit des Daseins quillt. Es gibt eine Zweckfreude und eine festliche Freude; die erste gehört dem Reiche der Arbeit, die zweite dem Reich der Schönheit an. Frohe Feste. Es ist nicht gesagt, dass die Arbeit stets und nur « sauer » sei. Aber die Freude, die sie gibt oder vermittelt, ist von anderer Art als die festliche Freude. Sie ist nicht fraglos, weil in ihr, vor ihr und nach ihr stets das andere lauert, eben das, was das arbeitende Leben sauer macht. Sie ist Auseinandersetzungsfreude, nicht Ganzheitsfreude. Sie ist sozusagen nicht harmlos.

Damit ist, aus dem Wesen der Schönheit, die festliche Stimmung charakterisiert. Aber festliche Stimmung ist noch nicht Fest. Sie ist Emanzipation aus der Region der Arbeit, Eintritt in das Reich zweckfreier Empfänglichkeit und Daseinsfreude. So aber ist sie in der Tat Grundlage jedes Festes, und wenn man den Charakter des Festes allgemein

und möglichst kurz kennzeichnen wollte, so läge keine andere Formel näher als diese: Fest ist der Ausdruck zweckfreier Daseinsfreude.

Jede « Stimmung » verschafft sich Ausdruck. Ausdruck der «Zweckstimmung» ist Auseinandersetzung, Tat, Arbeit. Ausdruck festlicher Stimmung ist das Fest. Festliche Stimmung ist Aufgeschlossenheit für das Dasein als schönes, zugleich aber so etwas wie Dankbarkeit dafür, dass Schönheit sich zeigt, dankbare Daseinsfreude. Weil sie reine Freude ist, kann sie sich nicht als Veränderung der Dinge auswirken, nicht als Tat an den Dingen, nicht als Betätigung von Wünschen an das Dasein. Sondern nur als zweckfreie « Betätigung », d. h. als Gebärde der Freude. Und dies ist das Fest. Jedes Fest hat jedenfalls zu seinem Kern die Gebärde reiner Daseinslust, die Gebärde der Freude über das Geschenk oder die Offenbarung des Daseins als eines schönen. Und das Fest in seiner einfachsten Form ist überhaupt nichts anderes als derartige Gebärde: ein Jauchzen, ein tanzender Sprung, eine ungesuchte Melodie, ein noch ungeschriebenes Gedicht.

Aber solche «individuellen» Feste sind noch immer nicht das, was wir im eigentlichen Sinne Feste nennen. Es gehört dazu eine Gemeinschaft. Wir verstehen, warum erst in der Festgemeinde die festliche Stimmung sich voll auswirken kann, wenn wir diese Stimmung selber recht verstehen. Wir leben nun einmal zusammen, und jede Isolierung des Individuums bedeutet darum eine Entgegenstellung gegen andere. Diese Entgegenstellung ist aber Ausdruck der Auseinandersetzung und eben damit der zweckhaften Eingestelltheit. Nur zu Zwecken und Zweckrealisationen löst sich der einzelne aus der Gemeinsamkeit des Daseins, löst er sich von den Dingen und den Menschen: er stellt sich ihnen als Zentrum besonderer Zweckhaftigkeit gegenüber. In aesthetischer Haltung kommt oder käme es dazu nicht. In der reinen Empfänglichkeit sind wir den Dingen verbunden, erleben wir gerade die Einheit mit ihnen, weil wir für die Ganzheit des Daseins, alles Daseins, offen sind. Wir vollziehen nicht den Abfall von der Gemeinschaft mit allem was ist. Oder wir finden uns in der Daseinsfreude, in der festlichen Stimmung, wieder in diese ursprüngliche Gemeinschaft zurück. So treibt die festliche Stimmung geradezu zur Gemeinsamkeit, auch zur Gemeinsamkeit mit andern Menschen. Nur so kann das tiefe Erleben der ungebrochenen Ganzheit des Daseins seinen zutreffenden Ausdruck finden, dass durch die Gebärde zugleich die erlebte Einheit ihren Ausdruck gewinnt. Die festliche Gebärde will daher Symbol der Einheit sein, und sie wird es dadurch, dass sie gemeinsame Gebärde wird. Die Festgemeinde ist selber, als solche, Sinnbild der erlebten Einheit. Das Fest als Gemeindefest ist erst voller Ausdruck der festlichen Stimmung. So wird das Jauchzen zum Chor, der stimmungsgeborne Sprung zum Reigentanz, das keimende Lied zum Wechselgesang, und das Ganze zum gesellschaftlichen Spiel.

Es ist notwendig, den Spielcharakter des echten Festen zu betonen. Denn darin unterscheidet sich die Festgemeinde von der Zweckgemeinschaft. Auch zu Zwekken nämlich können Menschen sich zusammenfinden. Sei es, weil gewisse

Zwecke durch Zusammenschluss sich besser realisieren lassen, sei es, dass die Zwecke selber derart sind, dass sie, wie alle sittlichen Zwecke, Gemeinschaft wollen oder Gemeinschaft voraussetzen. Die Werke derartiger Zweckgemeinschaften sind dann gemeinsame Arbeit, gemeinsame Veränderung der Dinge, gemeinsame Leistung. Und dadurch unterscheidet sich die Zweckgemeinschaft von der Festgemeinde. Genau so, wie die Arbeitsleistung von der zweckfreien Gebärde. Diese ist immer « Spiel », was eben bedeutet: Bewegung, Ausdruck, ohne Zweckabsicht, ohne Arbeitsbedeutung, ohne verändernde Richtung auf einen Gegenstand. Das Spiel ist Symbol, purer Ausdruck der Daseinsfreude. Darum trägt alle wahrhaft festliche Betätigung den Charakter des Spiels, und darum sind die Feste der Festgemeinde festliche Spiele.

Wohl gibt es auch so etwas wie Zweck-Spiele. Aber dann haben sie mit dem festlichen Spiel nur den Namen gemein, so wie die Zweckgemeinde mit der Festgemeinde. Sie sind eine Art von Arbeit, von Kampf, von Auseinandersetzung: Gewinnspiele, Leistungsspiele, Rekordspiele. Es mag ein festlicher Ton mitschwingen, sofern noch Daseinsfreude mitschwingt und ihren Ausdruck findet. Aber reines Spiel ist doch nur dort, wo diese Freude den Grundton angibt und die « Leistung » reine Gebärde ist, ohne Zwecke.

Hier zeigt sich der Zusammenhang der Kunst mit Fest und festlicher Gebärde. Denn Kunst ist wirklich um so mehr Kunst, je mehr sie zweckfreier Ausdruck ästhetischen Erlebens ist. Allerdings sind da Unterschiede gegenüber der festlichen Gebärde. Kunst braucht nicht Ausdruck ästhetischer Daseinsfreude zu sein, sie ist sogar viel öfter Ausdruck der Sehnsucht nach der Selbstverständlichkeit des Daseins. Daher gehört sie nicht so rein der ästhetischen Sphäre an wie die festliche Gebärde. Sie ist komplizierter. Wohl schöpft sie ihren Gehalt aus der Vertrautheit mit der Welt des Schönen; das Kunstwerk will ja einen Blick in diese Welt eröffnen. Und wohl ist das künstlerische Schaffen so etwas wie eine weitauswirkende Gebärde, die zuletzt in das Material eindringt und ihm seine künstlerische Form gibt; künstlerisches Schaffen ist ja nicht realitätsumwandelnde Technik, sondern symbolschaffender Ausdruck und insofern « Spiel ». Allein am Grunde des künstlerischen Impulses verbindet sich mit jener Schönheitsvertrautheit das Heimweh des im Zweckleben gefangenen Menschen mit seiner Problematik, und das Kunstwerk ist, deutlicher oder weniger deutlich, mehr der Schrei nach der Ganzheit des Daseins als der harmlose Ausdruck des Lebens in dieser Ganzheit. So hat die Kunst eine Wurzel, die in die Sphäre des problematischen Zwecklebens hinabreicht. Daher trägt auch das künstlerische Schaffen mit die Züge der Leistung, des Kampfes, der Arbeit, und auch der Gehalt des Kunstwerks ist voll kämpfenden Lebens. Wo ein Werk geschaffen werden soll, mag auch seine wesentliche Bedeutung Symbol sein, da tritt eben doch die arbeitende Leistung hervor. Darum ist Kunst nicht reine Gebärde. Sie entspringt sozusagen an dem Punkte, wo Zweckleben und ästhetisches Leben in ihrer Gegensätzlichkeit sich berühren, wie der Funke des Kurz-

schlusses. Immerhin hat sie dadurch Beziehung zum festlichen Gebaren, dass sie im Spiegel der Sehnsucht festliches Leben zeigt. Sie ist sozusagen das Phantasiefest des Menschen, dem es nicht vergönnt ist, das Leben selbst in Ganzheit und also als Fest zu leben. Darum wirkt Kunst auf den Kunstempfänglichen immer auch festlich, trotz aller Problematik ihres Lebensgehaltes. Mag ihr Inhalt das problematische, kämpfende, unter Zwecken stehende Leben sein: durch ihre Form vermittelt sie, gleich einem Fenster, den Blick in die andere Sphäre, dorthin, wo Ganzheit und Ruhe ist.

Wir kehren zum Sinn des Festes zurück: Zweckfreier Ausdruck der Freude am Dasein, in harmloser Geselligkeit und im Genuss dieser Geselligkeit als der erlebten Einheit allen Daseins. So wäre das Fest, wenn es reine Feste gäbe. In Wirklichkeit sind alle sogenannten Feste nur mehr oder weniger Feste. Und das kommt daher, dass wir auch in den freiesten Lebensmomenten uns nicht ganz von der Zweckhaltung zu befreien vermögen. Nie schweigen ganz unsere Bedürfnisse, also unsere Ansprüche an die Dinge und die Menschen, unsere Berechnungen und daher unsere Unzufriedenheiten. Reine Lebensfreude wäre aber nur dort, wo keine Unzufriedenheit wäre, und dieser Zustand könnte nur dann wirklich sein, wenn wir keine Ansprüche machten. Solange wir etwas wollen, stösst unser Wille auf die Welt, und die Ganzheit und Harmlosigkeit des Lebens ist gestört. Aber es gibt keinen Moment, in dem wir wirklich « nichts wollen ». Also mischt sich in alle festliche Stimmung ein fremdes Gefühl, und dadurch wird reine festliche Äusserung getrübt. Wir verbinden Zwecke mit dem Fest, und die Festgemeinde ist immer mehr oder weniger eine Zweckgemeinschaft, sei es, dass sie als Gemeinschaft Zwecke verfolgt, oder dass der eine Teilnehmer dem andern nicht reiner Festgenosse, sondern zugleich Gegenstand zweckhafter Absicht ist.

Ich glaube, angesichts der zwiespältigkomplexen Natur des Menschen, dass sich derartige Trübungen festlichen Gebarens nicht vermeiden lassen. Wir können nicht aus unserer Haut schlüpfen, und diese Haut ist das Symbol unserer Abgeschlossenheit, unserer Entgegenstellung gegen das Andre und also unserer zweckhaften Auseinandersetzung. So etwas wie Fest wird also immer nur mehr oder weniger möglich sein. Nicht nur weil etwa der notwendige Kampf des Lebens keine Zeit dazu liesse, sondern aus jenem innern Grund: weil wir nicht die Haltung aufbringen, welche die Voraussetzung des Festes und also der zeitweisen Emanzipation von der kämpfenden Einstellung wäre. Aber ich glaube, dass uns ein Weniger oder Mehr möglich ist, und ich fände es schade um das Leben, wenn wir es ganz verlernen sollten. Gerade dies aber scheint mir unsere Gefahr zu sein. Es will mir scheinen, unser Leben sei unnötig stark verzweckt geworden, mehr als durch die wirkliche Notdurft gefordert und ihrer Ueberwindung förderlich ist. Man darf nicht vergessen, dass wir in der Anspannung und Hast der Zweckbefriedigung sehr viel verlieren, selbst dann, wenn wir Erfolg haben und also die Arbeit durch Gewinn, durch Freude und Genugtuung sich lohnt. Ich glaube, dass wir unversehens in eine Art von Versklavung an unsere Zwecke und

Bedürfnisse hineingeraten, und dass wir dadurch viel mehr wirkliches Glück drangeben, als wir in der Form des Erfolges gewinnen können. Ich glaube, dass wir mehr Freude am Leben hätten, wenn wir die Freude weniger durch Leistung erzwingen wollten, als dass wir uns frei und offen hielten für die geschenkte Freude der Schönheit, wenn wir durch Emanzipation von dieser ständigen Richtung auf Zwecke in uns mehr die Möglichkeit zu festlicher Stimmung pflegten. Ich meine das nicht frivol, unter Missachtung der Not, gegen die sehr viele von uns zu kämpfen haben. Wir werden die Not bekämpfen, wo sie sich zeigt. Aber ich meine, ein Teil der Not liege in uns, und nicht zum wenigsten darin, dass wir zu stark an Bedürfnisse und Zwecke verkauft sind. So wäre gerade die Pflege der festlichen Möglichkeiten selber ein Mittel gegen die Not. Aber es gehört freilich zu dieser Pflege, dass wir den Menschen, die aus Gründen äusserer Notlage den Kopf nicht mehr erheben können, nach Kräften helfen, bis ein jeder die Möglichkeit hat, mehr als eine Zweckmaschine zu sein, wenn er nur will.

Wie ungebührlich verzweckt unser Leben geworden ist, zeigt sich nirgends deutlicher als in unsern festlichen Anlässen, also gerade dort, wo eigentlich die Erhebung über das Zweckleben gemeint und gewollt ist. Wir bringen sie einfach nicht mehr fertig. Schon fragen wir überall, was hat es für einen Zweck ? Schon schielen wir mitten im festlichen Anlass nach Möglichkeiten der Zweckrealisation. Es ist charakteristisch dafür, dass wir, kaum dem Kindesalter entwachsen, schon nicht mehr recht zu spielen verstehen. Ich will hier einen besondern Fall erzählen, um im Vergrösserungsglas den Satz zu illustrieren. Wir huldigten ab und zu dem Vergnügen des Kartenspiels, und es ging wirklich harmlos zu, weil gar nicht um Geld gespielt wurde und weil die meisten von uns nicht den Ehrgeiz hatten, « Grössen » zu sein. Eines Tages erklärt einer der Teilnehmer, er werde nun nicht mehr mitmachen. Die (durchaus aufrichtige) Begründung war diese : Im Spiel fühle er deutlich, dass sein egoistischer Trieb geweckt werde, dass er sich freue, wenn der Gegner verliere, und dass er leidenschaftlich um den eigenen Sieg kämpfe. Dadurch fröne er dem Laster, das er doch im übrigen Leben bekämpfe; es sei also inkonsequent, wenn er weiter mitmache. Man muss vor dieser Konsequenz Respekt haben, und ich möchte ja nicht darüber spotten. Hätten wir nur mehr so konsequente Leute ! Aber der Fall zeigt, und darum ist er hier erzählt, dass unser Freund (und er ist darin gewiss nicht allein) auch im Spiele nicht über seine kämpferische Zweckhaltung hinauskommt, nicht nur so, dass er leidenschaftlich um den Sieg spielt (was ja schon gegen den eigentlich festlichen Spielcharakter geht), sondern ganz besonders dadurch, dass er mitten im Spiel einen moralischen Kampf mit sich selber ausficht, einen Kampf um das Gute freilich, aber darum nicht weniger einen Kampf um die Realisation eines Zweckes. Es ist im übrigen schon gesagt worden, wie sehr die meisten Spiele, die wir « spielen », eben nicht Spiele, sondern zweckhafte Anstrengungen sind, Leistungen, die der Befriedigung von Bedürfnissen dienen.

Aber ähnliches gilt sozusagen von

allen eigentlich festlich gemeinten Veranstaltungen. Vor allem von der Geselligkeit, die ja ihrem Sinne nach zweifellos festlichen Charakter hat. Wir wollen einmal einfach zusammenkommen und uns gemeinsam des Daseins freuen, ohne den Zwang des Geschäftes, der Konkurrenz, der Kritik, der politischen und sozialen Notwendigkeiten; wir wollen plaudern, aber es soll nichts « dabei herauskommen ». Wie das Spiel, ist auch die Geselligkeit, ihrem Sinne nach, zweckfreie Gebärde. Wie wir im Spiel mit den Dingen und den Menschen umgehen, ohne sie sozusagen ernst zu nehmen, wie wir uns darin von den für unsere Zwecke sonst bedeutsamen Realitäten emanzipieren, ebenso müsste eigentlich Geselligkeit eine traumhafte Oase mitten in dem ernsten Auseinandersetzungsleben der Menschen sein, eine Gelegenheit, von dem Zwang der gegenseitigen Zweckbezogenheit sich zu befreien, nichts voneinander zu wollen, selbst von moralischer Kritik einmal abzusehen, überhaupt vom Urteil über einander, um « als Menschen » in Einheit und Harmlosigkeit zu dokumentieren, dass das Dasein schön ist. Das blosse Zusammensein müsste die festliche Gebärde sein. Mit unsern Reden und Gegenreden müssten wir ein Spiel aufführen, so wie man beim Ballspiel den Ball hinüber und herüber wirft. Nicht Debatten im parlamentarischen oder im wissenschaftlichen Sinne müssten es sein; man könnte ruhig von politischen oder wissenschaftlichen Dingen sprechen, aber nicht um zu beweisen oder zu überreden oder um Recht zu behalten, sondern um uns Gelegenheit zu geben, an irgendeinem Stoff unser gegenseitiges Verstehen spielen zu lassen und so unsere tiefe menschliche Einheit zu bekunden. So würde aus jedem Gespräch ein Kunstwerk, und nur dort ist echte festliche Geselligkeit, wo der Abend zu einem Kunstwerke wird und den Eindruck eines Kunstwerkes zurücklässt.

Aber wie sieht unser geselliges Zusammensein in Wirklichkeit aus ? Nehmen wir nicht alle unsere Ziele und Zwecke mit, wenn wir zu einer « Einladung » zusammenkommen ? Zielen wir nicht auf den Herrn Soundso, der auch eingeladen ist, um bei dieser Gelegenheit eine recht zweckhafte Konferenz mit ihm abzuhalten ? Und wenn es auch nur der Zweck wäre, einen berühmten Gast kennenzulernen oder sonst « wertvolle Bekanntschaften » zu machen, um den Wert oder wenigstens das Renommee unserer Persönlichkeit zu erhöhen. Und die Gespräche ? Sind sie von der Schwere und den Zwecken des Alltags befreit ? Und strengen wir uns nicht an, uns vorteilhaft zu geben, guten Eindruck zu machen, uns zur Geltung zu bringen ? Behalten wir nicht unsere Posen bei, ja legen wir uns nicht extra neue zu ? Befreien wir uns von der ständigen Reflexion darüber, welche Figur wir machen ? Wo ist die Harmlosigkeit, wo die spielende Leichtigkeit, wo die Daseinsfreude, wo die innere Einheit der « Gesellschaft », wo das Kunstwerk ? Ich rede gar nicht von besonders steifen Gesellschaften, sondern von unserer Geselligkeit ganz allgemein. Es kommt einem schon manchmal vor, als verstünden wir nicht mehr, Feste zu feiern. Schon durch die Vorbereitungen wird oft genug die Festlichkeit des geselligen Zusammenseins verunmöglicht. Da gibt es grosse Überlegungen, Berechnungen, vielleicht Sorgen. Es sind auch wohl Muss-Einladungen, « gesellschaftli-

che Verpflichtungen». Das Wort sagt alles. Wieviel schöner würde das Leben allein dadurch, dass wir unsere Geselligkeiten so gestalteten, dass ihnen der Charakter des Zwanges, der Besorgung, der Berechnung fehlte. Ich weiss, dass dies nie ganz möglich ist; aber ein Weniger oder Mehr ist möglich, und wir sollten darauf acht haben.

Schlimmer noch scheint mir die Gefährdung echter Geselligkeit im Kreis der Familie. Hier, meint man, müssten die Bedingungen festlich-harmlosen Zusammenseins gegeben sein. Man gehört zusammen, man kennt sich bereits, es walten keine geschäftlichen, politischen oder ständischen Rücksichten. Jede gemeinsame Mahlzeit, jeder Feierabend könnte ein Fest sein. Sind sie es? Manchmal sicher, aber noch häufiger sicher nicht. Wo sind die Eltern, die nicht gerade das Zusammensein der Familie zu Zwecken benützen? Vielleicht zum Austrag von Gereiztheiten und Verärgerungen. Vielleicht zu Rechthabereien, zur gegenseitigen Kritik, zu Tadel und Ermahnung. Vielleicht zu pädagogischen Zwecken. Wir wollen uns recht verstehen: Natürlich muss vieles (nicht alles) von dem sein. Aber ist es nötig, und ist es der Erhöhung und Verklärung des Daseins förderlich, dass jedes familiäre Zusammensein zu solchen Zwecken benützt und so in seinem geselligen Charakter gestört wird? Der Familientisch ist sicher nicht der beste Ort z. B. zu pädagogischen Auseinandersetzungen; das macht man besser unter vier Augen. Wenn wir alle zusammenkommen, dann wollen wir zuvor den Staub von unsern Füssen schütteln, dann soll es eine festliche Tafelrunde sein. Nun lassen wir einmal alles dahinten, was wir auszusetzen haben, nun wollen wir uns einmal als Einheit fühlen und harmlos und dankbar geniessen, dass wir eine Familie sind. Der gemeinsame Feierabend, jeder Abend soll allen ein Fest sein. Die Familie als Festgemeinde ist die natürlichste Festgemeinde, die es gibt. Man macht vielleicht ein Spiel, man liest vielleicht die Zeitung, man schwatzt vielleicht oder man «tut gar nichts». Es braucht keine sichtbare Gebärden, um die Dankbarkeit für die Tatsache der Gemeinschaft zu bekunden. Höchstens ein Zunicken oder ein Lächeln.

Und die Familienspaziergänge? Wir wollen ihre Tragik nicht aufrollen. Feste müssten sie sein. Aber schaut in die Gesichter der am Sonntagabend Heimkehrenden: Vater, Mutter, Kinder. Sie zeugen (wie oft!) von pädagogischen Strapazen, von durchgefochtenen und doch nicht zu Ende gekommenen Machtkämpfen, von Ermüdung und oft von Verbitterung. Vielleicht sollte der Spaziergang der « körperlichen Ertüchtigung » dienen. Vielleicht hat er es sogar getan. Aber hat man auch Freude gehabt? War es wirklich Sonntag, Festtag? Saure Wochen, frohe Feste!

Wenden wir uns von der Familie wieder zur engern oder weitern Öffentlichkeit. Wir haben viele festliche Anlässe. Sind sie Feste, wenigstens soviel, wie sie es sein könnten? Sind sie nicht mehr als nötig verzweckt und dadurch zur Arbeit, zum (vielleicht gesteigerten) Alltag, zur Anstrengung geworden? Wir wollen nicht von religiösen Festen sprechen. Sie sind nicht Feste schlechthin und sollen es nicht sein. Sie sind, wo sie echt und würdig sind, ebenfalls zweckfreie Gebärde, aber nicht Gebärde der Daseinsfreude

und der ästhetischen Erhebung, sondern Gebärde der Frömmigkeit, des Glaubens, des Gelübdes, Kulthandlungen, und darum nicht unter den Begriff des Festes zu subsumieren, wie wir ihn hier verstehen.

Aber wir haben Sportfeste, Vereinsfeste, Schützenfeste, Sängerfeste, patriotische Feste und sonst noch allerlei. Sind sie Feste? Haben unsere sportlichen Veranstaltungen jenen Charakter des Spieles, des Gesellschaftsspieles, der notwendig zum Fest gehört? Sind sie nicht ganz wesentlich Zweckveranstaltungen? Es geht um die Ränge, auch beim Publikum. Und wo ist die frohe Harmlosigkeit? Schützenfeste, patriotische Anlässe und dergleichen sollen ja, dies ist durchaus zuzugeben, ihrem Sinne nach nicht reine Feste sein, und insofern wäre es zuviel verlangt, wenn man von ihnen den Charakter echter Festlichkeit forderte. Aber sollen sie nicht auch Feste sein, Ausdruck der Lebenseinheit und der Freude daran? Und kommt diese Seite nicht regelmässig zu kurz? Wir wollen nicht von den Mühen und Sorgen der Vorbereitung, nicht von den endlosen Vereinssitzungen sprechen; sie sind (teilweise) notwendig, und gerade die Sitzungen können übrigens, in der Vorfreude des Festes, selber festlichen Charakter tragen. Aber ist es nicht so, dass viele Feste nicht wesentlich um des Festes willen, sondern um gewisser höchst prosaischer und alltäglicher Interessen (Zwecke) willen überhaupt inszeniert werden. Und auch sonst: Man braucht Geld, viel Geld, und das muss wieder einkommen. Man erhält es aus den Kreisen, die darauf spekulieren, es durch den Festbetrieb verzinst und vermehrt wieder einzubringen. Unsere Feste sind zu einem nicht unbedeutenden Teil zu wirtschaftlichen Veranstaltungen, zu Stimulantien des Verkehrs, zu Gelegenheiten vermehrten Umsatzes geworden. Damit sind sie «Industrie», jedenfalls ganz wesentlich Zweckveranstaltungen. Vielleicht «muss» das sein, vielleicht ist dagegen nichts zu machen. Aber schade ist es trotzdem, schade vom Gesichtspunkt echter Festlichkeit, vom Gesichtspunkt unbeschwerter Daseinsfreude aus. Man eifert gelegentlich gegen die Feste oder ihre Vermehrung aus moralischen oder wohl auch aus volkswirtschaftlichen Gründen. Aber man eifert dann gerade gegen das an ihnen, was nicht Fest ist, sondern Zweckbetrieb (auch die Ausschweifungslust, die an Festen ihre Befriedigung sucht, ist durchaus zweckhaft geartet). Wir möchten einstimmen in den Ruf: Weniger Feste, wenn damit unfestliche Zweckfeste gemeint sind; denn davon haben wir wirklich genug. Aber wir möchten hinzufügen: Mehr Fest in den Festen, denn davon haben wir zu wenig.

Schliesslich wäre die Kunst der Ort, an den sich die Festlichkeit zurückziehen könnte. Das ist ihre eigentliche Mission in einer vielleicht notgedrungen so stark verzweckten Kultur. Aber wie steht es damit? Konzert und Theater zum Beispiel, die allerbesten Gelegenheiten festlicher Erhebung. Für viele sind sie es zweifellos wirklich. Aber für sehr viele sind sie etwas anderes, z. B. Vergnügungen (nicht jedes Vergnügen hat festlichen Charakter) oder Gelegenheiten des «Abreagierens» oder einfach des Ausruhens, vielleicht auch des Studiums, der Kenntnisnahme, der Bildung. Oder Gelegenheiten romantischer Identifikation mit dem Helden, mit dem Verbrecher, dem

Liebhaber. Auch hier Zweckbefriedigung, nicht festliche Erhebung über alle Zweckhaftigkeit. Kino und Radio stehen prinzipiell nicht anders. Aber vielleicht steckt in ihnen, für eine grössere Menge wenigstens, heute doch mehr echte Festlichkeit als in den an sich reineren und bedeutenderen künstlerischen Anlässen. Jedenfalls wäre hier eine neue Möglichkeit.

Wir wollen abbrechen. Was gesagt wurde, soll kein Tadel sein, nur der Ausdruck des Bedauerns, dass es uns so schwer fällt, aus den sauren Wochen herauszukommen und die Feste als frohe Feste zu feiern. Vielleicht versuchen wir es gelegentlich doch noch einmal. Aber wir müssen uns zuvor von der Meinung befreien, als ob nur Arbeit und Zweckbefriedigung gut seien, und alles andere sozusagen überflüssig, wenn nicht unwürdig. Sich des Daseins dankbar zu freuen ist auch eine «Tugend», und nicht die kleinste.